

«Eltern wollen zu sehr von ihren Kindern geliebt werden»

Roland Reichenbach hat als Kind viel TV geschaut und kaum gelesen. Heute ist er der originellste Bildungsforscher der Schweiz. Hier erklärt er, wieso auswendig lernen wichtig und unser Bildungssystem ungerecht ist – und wie es kam, dass er im Traum einen Lehrer ermordete.

GESPRÄCH BARBARA ACHERMANN

BILDER ULRIKE MEUTZNER

Herr Reichenbach, die Welt verändert sich gerade radikal. Sollte sich die Schule auch radikal verändern?

Im Gegenteil, wenn alles schneller wird, sollte die Schule langsamer werden. Lesen, schreiben und rechnen lernen benötigen Zeit und Übung. Ich jogge zum Beispiel nicht gern, und wenn es eine KI gäbe, die mir das abnehmen könnte, würde ich sie machen lassen. Aber das geht eben nicht. Üben ist mühsam. Das wird sich nie ändern.

Und doch fragt man sich als Eltern: Bereitet die Schule unsere Kinder genügend auf diese neue, hochtechnologische Arbeitswelt vor?

Man sollte das gelassen nehmen. Schon Hannah Arendt schrieb, dass Bildung ein konservatives Geschäft sei. Und zwar konservativ im Sinne von konservieren. Man sollte das, was sich bewährt hat, bewahren und weitergeben.

Der Volksschule wird vorgeworfen, sie sei zu träge. Tut man ihr Unrecht?

Ja. Und im Übrigen hat es das schon immer geheissen. Es gibt dieses Sleeper-Argument: Einer, der vor zweihundert Jahren eingeschlafen ist und jetzt aufwacht, irrt umher und kann sich nicht orientieren. Bis er endlich eine Schule findet. Die Schule kennt er, nichts hat sich verändert.

Ist das ein Witz, den man sich unter Erziehungswissenschaftlern erzählt?

Schön wärs. Der Psychologe und Lernforscher Robert Slavin wollte damit zeigen, wie wenig adaptiv die Schule ist. Aber das stimmt gar nicht, die Digitalisierung hat die Schule längst erreicht. Das Problem ist, dass das Neue einen prinzipiell guten Ruf hat. Von dieser Neomanie ist auch die Schule geprägt. Neu ist besser, während das Alte verpönt ist.

Was sollte die Schule tun?

Sie kann sich nicht von den digitalen Medien lösen, und es wäre auch dumm, das zu fordern. Aber sie kann sich von ihrer Dominanz lösen. Also von ihrer Selbstverständlichkeit und Aufdringlichkeit. Dass wir immer und überall vor diesen Bildschirmen sitzen, ist erbärmlich, da muss die Schule nicht auch noch mitmachen.

Was ist das Problem dabei?

Dass die digitalen Medien uns ablenken. Es sind nicht die Medien an sich, es ist die Zeit, die man verschwendet, ohne damit den Menschen zu stärken. Mit Lernen hat dieses schnelle Sich-ins-Bild-Setzen nichts zu tun. Es hat mit Üben nichts zu tun. Es hat nichts mit Verfeinerung des Denkens oder des Urteilens zu tun. Deshalb ist weniger Digitalität sicher mehr.

Mein sechzehnjähriger Sohn lernt fast immer am Bildschirm, im Unterricht und zu Hause. Für Geschichte schaut er fünf Filme, für die Franzwörtli hat er eine App. Wenn er Mathe nicht versteht, fragt er Chat-GPT. Ist das schlecht?

Alles, was dem Kind hilft, ist gut. Wenn es um die Suche nach Informationen geht, sind die digitalen Me-



Olympia, 9 Jahre alt: *«Wenn ich Lehrerin wäre, würde ich den ganzen Tag Deutsch unterrichten.»*

dien den analogen überlegen. Wenn es aber um das tiefergehende Verstehen geht, gewinnt das gedruckte Buch. Und der Stift ist dem Keyboard überlegen, wenn es um das Behalten von Informationen geht. Dazu gibt es Hinweise aus der Forschung.

Also kann ich mir die Franzwörtli besser merken, wenn ich sie auf eine Karteikarte schreibe, als wenn ich sie abtippe?

So ist es. Die digitalen Medien werden das Lernen nicht revolutionieren. Der Hype wird vorübergehen oder wie es in einem Gedicht von Brecht heisst:

«Selbst die Sintflut
Dauerte nicht ewig.
Einmal verrannen
Die schwarzen Gewässer.
Freilich, wie Wenige
Dauerten länger!»

Sie haben das Gedicht auswendig gelernt!

Ich bin ein Verfechter des Auswendiglernens. Sieben mal sieben ist neunundvierzig, das kann man doch nicht jedes Mal nachschauen. Im Englischen sagt man «learning by heart», im Französischen «apprendre par cœur», das gefällt mir. Das Auswendiglernen schafft Verknüpfungspunkte und Orientierungswissen. Es steht auch nicht, wie oft behauptet, im Gegensatz zur Kreativität. Man kann erst nach aussen gewandt sein, wenn man sich ein grosses Stück Kultur einverleibt hat.

Es gibt aber auch so noch vieles, was man in der Schule lernt und gleich wieder vergisst.

Stimmt, aber das ist doch nicht schlimm. Ein kluger Mann hat mal gesagt: «Bildung ist das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat, was man in der Schule gelernt hat.» Dieser Satz ist nicht so dumm. Die Hoffnung ist, dass die Beschäftigung mit schulischen Lerngegenständen etwas bewirkt. Aber was genau sie bewirkt, wissen wir nicht. Andrew Abbott, ein Soziologe von der University of Chicago konnte zeigen, dass sich Menschen im Studium enorm verändern. Aber warum oder wodurch, kann die Wissenschaft nicht genau sagen. Vielleicht ist es das viele Nachdenken, vielleicht sind es die Sinnkrisen, die man hat, vielleicht die Beziehungen, die man an der Uni knüpft.

Ist es nicht auch entscheidend, was man lernt? Der Werber Jean-Remy von Matt beklagte sich unlängst in einem Interview, dass er in der Schule Latein und Griechisch lernen musste, aber kein Englisch. Wegen seiner schlechten Englischkenntnisse konnte die Agentur lange nicht expandieren.

Und komisch, dass er so erfolgreich geworden ist, obwohl er Latein und Griechen lernen musste! Entschuldigung, aber das ist Kurzschlussdenken. So einer kann doch auch selbst Englisch lernen. Diese Frage, wozu müssen wir das lernen...

...die stellen mir meine Kinder ständig. Wozu soll ich die Komma regel lernen, dafür hat man doch das Rechtschreibprogramm.



Lars, 11 Jahre alt: **«Wenn ich einen Tag lang Lehrer wäre, würde ich eine Doppelktion Sport machen, eine Lektion Mathi und eine Französisch.»**

Livio, 9 Jahre alt: **«Unsere Klasse ist die perfekte Klasse. Wir sind sehr ruhig, das gefällt mir. Ich wünsche mir allgemein, dass es mehr ruhige Klassen gibt.»**



Es ist eine gute Frage, aber es ist auch die Totschlagfrage par excellence. Denn die Antwort lautet – ich wiederhole mich: Wir wissen es meistens nicht. Hans Blumenberg sagte, Bildung ist kein Arsenal, sondern ein Horizont.

Wenn die Schule keine gezielte Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt ist, was ist denn dann ihre Funktion?

Eine wichtige Aufgabe, die oft vergessen wird, ist die Aufbewahrung. Die Kinder müssen versorgt sein, damit die Eltern arbeiten können. Sie strukturiert die Zeit und den Tagesablauf. Kinder erfahren in der Schule, dass man der Welt vertrauen kann. Das geht aber nur, weil vieles in der Schule vorhersehbar ist. Daraus schöpften die Kinder und Jugendlichen Zuversicht.

Als Erstes ziehe ich die Finken an, dann packe ich den Thek aus?

Genau, all diese Dinge, die man belächeln kann, weil sie etwas bieder sind. Ich glaube, die Schule muss zu dieser Biederkeit stehen. Als ich am Lehrerseminar war, hatten wir ein Büchlein, dort drin hiess es, der Lehrer soll neben der Tür stehen und jedem Kind die Hand geben, wenn es ins Zimmer kommt und nochmal, wenn es nach Hause geht. Damals fand ich das fürchterlich, jetzt finde ich das gut.

Warum?

Dann wird das Kind wenigstens hier in diesem Moment gesehen. Auch der Körperkontakt, die Hand drücken, kann wichtig sein.

Sie haben im Berner Oberland als Primarlehrer gearbeitet, um sich das Studium zu finanzieren. Heute lehren Sie an der Universität Zürich.

Unterrichten Sie gerne?

Sehr! Das ist etwas, was ich vermissen werde, wenn ich in zweieinhalb Jahren pensioniert werde: gemeinsam an einem Gegenstand zu sein.

An einem Gegenstand? Nicht an den Menschen?

Nein. Viele sagen, als Lehrer müsste man Kinder lieben. Das finde ich überhaupt nicht. Man muss den Gegenstand lieben, den man unterrichtet, Mathe, Deutsch, Geschichte. Wissen- und Wissensweitergabe sind intrinsisch miteinander verbunden, meinte der Literaturwissenschaftler und Philosoph George Steiner. Und ich glaube, er hat völlig recht. Wer etwas für wichtig hält, will es auch weitergeben. Deshalb ist die Beziehung zum Gegenstand eben sehr wichtig. Der Mensch muss etwas zeigen wollen.

Aber ein Lehrer, der die Kinder nicht gern hat...

...ich sage nicht, er muss die Kinder nicht gern haben. Ich sage, es ist dubios, wenn die Kinderliebe das primäre Motiv ist. Das geht nicht. Ich finde es auch furchtbar kitschig, wenn es heisst, man muss die Menschen lieben. Alle? Was ist das für ein Begriff von Liebe? Ich würde sagen, die pädagogische Beziehung ist eben nicht eine Beziehung, die primär am Kind interessiert ist, sondern am Lehren und Lernen.

Also an der Weitergabe des Stoffes? —>

Am gemeinsamen Ausgerichtetsein auf einen Gegenstand, man spricht auch von der geteilten Intentionalität. Schon das Kleinkind zeigt mit dem Zeigefinger. Es kann noch nicht sprechen, aber es möchte, dass die Mama guckt. *Side by side*, zusammen auf die Welt schauen, das ist Pädagogik. Aber das ist nicht nur Pädagogik, sondern ist Leben überhaupt. Jede Beziehung ist so. Die Menschen sind vielleicht zunächst verliebt und nur aufeinander fokussiert. Aber dann braucht es ein Drittes, worauf man sich gemeinsam ausrichtet.

Sie zitieren in Ihrem neuen Buch den indischen Philosophen Jiddu Krishnamurti. Er sagte, von den Lehrern hänge das künftige Wohlergehen der Menschheit ab...

...völlig pathetisch. Edelkitsch!

Und trotzdem zitieren Sie ihn?

Um der leisen Verachtung gegenüber dem Lehrberuf etwas entgegenzusetzen. Heute gibt es praktisch keine Lehrerwitze mehr, man hat eher Mitleid. Das finde ich schwierig. Der Lehrer soll ja gemäss dem Lehrplan 21 vor allem noch Coach sein, auf Augenhöhe mit den Kindern, die selbstständig ihre Lerndossiers abarbeiten. Das ist Quatsch!

Warum ist das Quatsch?

Der gegenwärtige Trend setzt nicht auf die Bedeutung des Lehrens, sondern vielmehr jene des Lernens, vor allem des individualisierten und digitalisierten Lernens. Die Wörter «Frontalunterricht» und «lehrerzentriert» sind heute Schimpfwörter, es gilt als unzumutbar, von der Lehrperson abhängig zu sein. Denn die Lehrperson ist eine Zufallsvariable, ein Mensch mit Persönlichkeitszügen, Launen, Einstellungen.

Sie hingegen möchten die Lehrpersonen stärken?

Ja, denn sie ist der wichtigste Faktor für den Lernerfolg, das hat Bildungsforscher John Hattie schon 2009 in seiner vielzitierten Metastudie gezeigt.

Wenn wir wissen, dass fast alles vom Lehrer abhängt, wie soll man als Eltern reagieren, wenn er oder sie unfähig oder gemein ist?

Sicher nicht so: «Oh, die Lehrerin hat dir den Genitiv nicht gut erklärt? Du Armes!» Die Mutter oder der Vater drückt damit keine Nähe aus, keine Empathie, sondern setzt einen Keil zwischen Kind und Schule, Kind und Lehrerin, Kind und Curriculum. Es wäre besser, wenn auch die Eltern sich auf den Gegenstand ausrichten und nicht auf das Kind. Wenn sie also sagen: «Zeig mal her die Aufgabe. Warte kurz, wie geht das jetzt schon wieder? Ah ja, ich erkläre dir.» So ist man am Gegenstand dran und drückt eine Zuversicht aus und stärkt das Kind. Also nicht jammern, wie schlimm es ist, sondern etwas machen.

Meine Eltern waren immer auf der Seite der Lehrer. Als Kind fand ich das ungerecht.

Es braucht eine kritische Loyalität mit der Schule, aber grundsätzlich muss sie unterstützt werden. Heutzutage haben Eltern den Impuls, allein ihr Kind



Die Jugend braucht keinen neuen Stoff:
Bildungsforscher Roland Reichenbach (63).

zu schützen. Ich verstehe diesen Impuls, ich hatte ihn als Vater auch.

Warum war die ältere Generation kritischer mit dem eigenen Kind?

Weil unsere Eltern nicht so sehr von der Liebe ihrer Kinder abhängig waren. Ich glaube, heute wollen die Eltern zu sehr von ihren Kindern geliebt werden. Das ist aber pädagogisch schwierig. Dann geht es plötzlich um mich – ich will geliebt werden – und nicht um das Kind und die Schule.

Wünschten Sie sich den Erziehungsstil der Fünfzigerjahre zurück?

Niemals! Heute muss man die Ungleichbehandlung legitimieren, und das ist eine wichtige und grossartige Errungenschaft für demokratische Gesellschaften. Autorität ist ein ambivalentes Phänomen, man muss ihre Schwächen kennen, aber auch ihre Stärken.

«Wir sind Abhängige,
auch ich werde leicht panisch,
wenn ich das Handy
nicht dabei habe. Lächerlich.»

Sie reagieren allergisch gegen den Ausdruck

«auf Augenhöhe mit dem Kind». Warum eigentlich?

Weil es unaufrichtig ist. Wer gehorchen muss, kann nicht zustimmen. Wer befehlen kann, muss nicht auf Argumente hören. Wir tun so, als gäbe es keine Asymmetrie, aber es gibt sie eben doch. Früher sagten die Eltern: «Die Grossmutter wird neunzig Jahre, und du kommst an das Fest, ob du willst oder nicht.» Heute sagen sie: «Die Grossmutter würde sich so freuen, wenn du kommst, aber du musst natürlich nicht.» Wenn das Kind dann tatsächlich nicht an das Fest gehen will, sagen die Eltern: «Hey, musst du so grausam sein?»

Sie haben vier erwachsene Kinder. Sind die gern zur Schule gegangen?

Nicht immer. Wir haben zwei Jahre in Montreal gelebt, da war unser ältester Sohn in der ersten Klasse. Er hat nur von der «maison de la merde» gesprochen. Ich fand das schlimm. Heute denke ich, man macht sich zu viele Sorgen. Die Idee, dass Lernen immer Spass machen sollte, ist abwegig. Es ist auch eine reine Behauptung, dass Kinder von Natur aus neugierig seien und der Mensch primär ein *homo discens* ist, ein lernendes Wesen.

Haben Sie sich überlegt, Ihre Kinder auf eine Reformschule zu schicken? Zum Beispiel auf eine Montessori- oder Steinerschule?

Nein, früher habe ich Reformschulen kategorisch abgelehnt. Die Reformpädagogik taucht zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und ist geprägt von einer Gesellschafts- und Schulkritik. Diese hatte allerdings einen dogmatischen und puristischen Touch und erscheint wie eine einzige Ablehnung der modernen Welt. Ihre Anti-Urbanität und die Verherrlichung der Natur, des gesunden Körpers und der Arbeit sind problematisch und teilweise nahe an faschistischen Vorstellungen.

Haben sich die Reformschulen nicht längst weiterentwickelt?

Sagen wir es so: Man kann fragwürdige Theorien im Kopf haben und doch gute Praxis ermöglichen. Es könnte sein, dass die Reformschulen manches besser machen, weil die Lehrpersonen motivierter sind. Die sind auch bereit, für weniger Lohn sehr viel mehr zu geben. Das kann für die Kinder gut sein. Aber ich mag das Elitäre nicht. Es ist doch verrückt, dass die Kinder der digitalen Superbrains auf die Montessori-Schule gehen und nur mit Holz spielen, während ihre Eltern Lernsoftwares entwickeln, mit denen sie die öffentliche Schule fluten.

Manchmal befürchte ich, wir setzen unsere Kinder einem riesigen digitalen Experiment aus, und keiner weiss, wie es rauskommt. Alle sind überfordert, Lehrer, Eltern, Erziehungswissenschaftler.

Ich stimme Ihnen zu, alle sind ohnmächtig, aber wirklich alle. Man kann eigentlich nur hoffen, dass es nicht schiefgeht. Wir sind Abhängige, auch ich werde leicht panisch, wenn ich das Handy nicht dabei habe. Lächerlich. Dass wir weniger schlafen als früher, ist schlimm. Es hat wahrscheinlich mit der Ablenkung zu tun. Immer ist man mit irgendetwas beschäftigt, weil man dieses verfluchte Gerät bei sich hat. Ich denke, die Schule könnte in Zukunft ein Ort sein, an dem man vermehrt zu sich kommen und sich beruhigen muss. Vielleicht macht man autogenes Training oder Meditation. Jedenfalls muss man Bildung auch körperlich denken.

Wie in der Antike, als Aristoteles mit seinen Schülern spazieren ging?

Peripatetik, also gehen und reden, das ist nur zu empfehlen! Und wenn man zu zweit spaziert, kann man auch schweigen. Und dann, früher oder später, ist man nicht mehr in den Gedanken. Ich beschäftige mich mit daoistischen Bildungsideen, mit der inneren Leere, die man aufsuchen muss. Dort, in der Leere, beginnen die Dinge. Ähnlich wie wenn wir einschlafen, übernimmt der Körper manchmal auch beim Denken die Kontrolle. Bei Gulliver heisst es: «Die meisten Probleme sind zu kompliziert für rationale Lösungen.»

Die Hälfte aller Fünfzehnjährigen liest nicht mehr zum Vergnügen. Im Jahr 2000 waren es noch ein Drittel. Beunruhigt Sie das?

Ja. Mit dem Lesen kultivieren wir unsere Imagination, das innere Auge und die Empathie. In der Schule muss die Literalität, die Schriftlichkeit und Sprach-

lichkeit geschützt werden. Das heisst, sie muss geübt werden, sie muss praktiziert werden. Aber leider wird das Curriculum mit Neuem überfrachtet, für das Üben bleibt zu wenig Zeit.

Ist das Frühfranzösisch auch zu viel des Guten? In Zürich, St. Gallen und Appenzell Ausserrhoden erhalten Primarschulkinder ja nun keinen Französischunterricht mehr.

Das ist bedauerlich und ein politischer Fehler! Es ist verständlich, dass der Entscheid in der Romandie als Affront empfunden wird. Das unsensible Gebaren ist Ausdruck von Provinzialität und läuft dem republikanischen Geist der Schweiz zuwider. Natürlich rauben einem das Passé simple, der Subjonctif und die unregelmässigen Verben mitunter die Freude am Französisch. Um sich aber darüber aufregen zu können, sind elementare Grundkenntnisse nötig. Und nur darum geht es in der Primarschule.

Zurück zum Lesen: Haben Sie selbst als Kind viel gelesen?

Gar nicht! Ich habe sehr viel Fernsehen geschaut. Mein erstes Buch las ich erst mit zwölf.

Sie sind in Gstaad in einer bildungsfernen Familie aufgewachsen. Wie kam es, dass Sie trotzdem Professor wurden?

Mein Vater war Fahrer von Kleinbussen und Transportern, meine Mutter Skilehrerin. Beide haben keine Lehre gemacht. Aber dieses Wort, bildungsfern, das geht dann imfall gar nicht! Wer im Betrieb mitarbeitet, Verantwortung für das eigene Leben oder für die Geschwister übernehmen muss, ist bildungsfern? Und bildungsnah ist, wenn man mit dreissig noch nicht weiss, was man tun will, und demotiviert in den Seminaren herumsitzt?

Wie kam es, dass Sie in Stanford forschten, Professor wurden?

Die Schule war jedenfalls nicht der Grund. Ich hatte häufig disziplinarische Probleme und bin meist nicht gern hingegangen. Aber der private Musikunterricht hat mir gefallen. In Gstaad gibt es das Yehudi-Menuhin-Festival, benannt nach dem grossen Geiger. Der Musikunterricht wurde im Saanenland finanziell unterstützt, auch für Familien, die sich das normalerweise nicht leisten konnten. Meine Brüder hatten kein Interesse, also durfte ich gleich zwei Instrumente lernen: Gitarre und Klavier.

Lassen Sie mich raten: Sie hatten einen guten Lehrer?

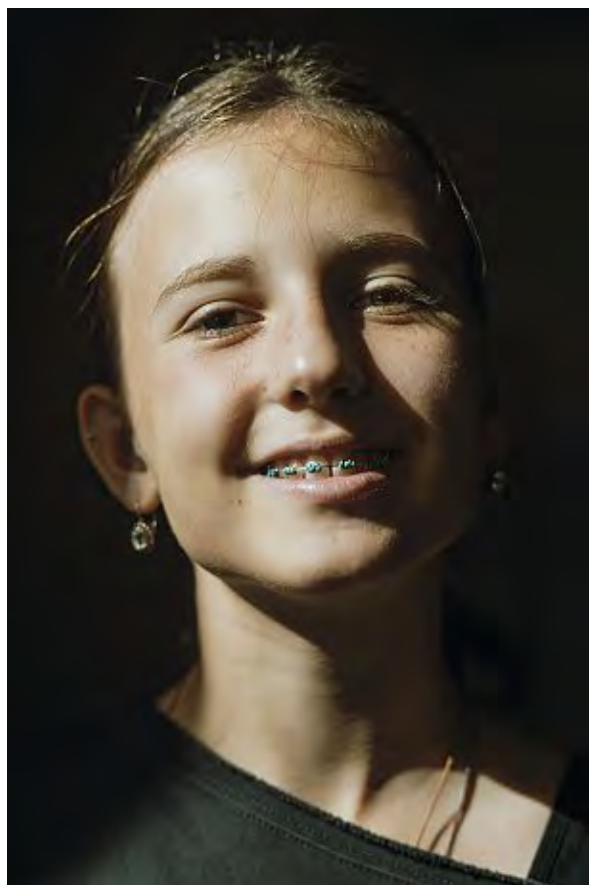
Der Klavierlehrer war sehr streng. Die Kinder hatten Angst vor ihm – ich weniger als andere, aber schon auch ein bisschen. Einmal habe ich ihn im Traum ermordet.

Und trotzdem war er ein guter Lehrer?

Für mich ja, aber das heisst nicht, dass er für alle Kinder gut war. Er hatte diese Liebe für den Gegenstand, von dem ich vorhin gesprochen habe, in seinem Fall war es die Musik. Er war sehr fordernd, mit dreizehn wusste ich, was ein Quintsextakkord ist. Wenn ich gut

Nico, 12 Jahre alt: **«Wäre ich Lehrer für einen Tag, würde ich die Kinder nach Hause schicken. Insbesondere die, die nerven. Die, die nicht nerven, können bleiben und machen, was sie wollen.»**





Mia, 12 Jahre alt: *«Ich wünschte mir, dass man in der Schule mehr Französisch hat. Es ist genauso eine schöne Sprache wie Englisch.»*

vorbereitet in die Stunde kam, dann hat er mir zur Belohnung etwas vorgespielt. Das war exklusiv, wie ein Privatkonzert, nur für mich allein.

Und der Gitarrenlehrer?

Er war das Gegenteil, ein 68er, der mit dem Leben haderete. Bei dem habe ich fast nichts auf dem Instrument gelernt, aber auch er war sehr wichtig für mich. Er hat mir Bob Dylan und Leonard Cohen näher gebracht und damit weitere Fenster zur Welt geöffnet.

Jimmy Cliff sang: «You can get it if you really want. But you must try». Stimmt das? Kann man die Matur schaffen, wenn man sich nur richtig fest anstrengt?

Natürlich nicht, Jimmy Cliff war vermutlich bekifft, als er den Song schrieb. Bildung wird grösstenteils vererbt, auch in der Schweiz. Aber eigentlich ist das ein schöner Gedanke, der da besungen wird. Er beschreibt das meritokratische Prinzip, dem unser modernes Schulsystem zugrunde liegt. Wer mehr leistet, soll mehr erhalten. So legitimieren wir heute in der Schule auch die Selektion und damit die Schaffung und Rechtfertigung von ungleichen Zukunftschancen. Und da spielen die Noten eine zentrale Rolle.

Sind Noten nicht ungerecht?

Doch. Noten sind höchst problematisch, aber sie sind – in der einen oder anderen Form – unverzichtbar. Die Leistung muss gemessen, quantifiziert werden, um den Vergleich zwischen den Schülerinnen und Schülern rational erscheinen zu lassen. Ursprünglich sind Noten eingesetzt worden, um das System gerechter, das heisst demokratischer zu machen. Damit nicht die Herkunft, die Sympathie, die Macht oder das Geld darüber entscheidet, wer aufsteigt.

Ihr neustes Buch heisst «Die Pädagogik der Privilegierten». Warum funktioniert das meritokratische System nicht?

Die herrschende Pädagogik ist eine Pädagogik für Gewinner, also für jene, die zu Hause mitbekommen, dass sie in der Welt einen ordentlichen Platz erhalten.

Wenn die Eltern nicht studiert haben, ist es wahrscheinlich, dass man selbst auch nicht studiert. Und umgekehrt: Wer studierte Eltern hat, geht meist selbst an die Uni. Meinen Sie das mit privilegiert?

Es gibt unterschiedliche Quellen des Privilegiertseins. Eine ist eindeutig der familiäre Hintergrund, ob die Eltern mehr oder weniger wohlhabend und an Bildung interessiert sind. Ein Kind ist aber auch privilegiert, wenn es von seinen Lehrpersonen unterstützt wird, wenn es Zugang hat zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Partizipationsformen, im Sport oder, wie ich damals, in der Musik.

Sind die Privilegierten auch diejenigen Kinder, die am wenigsten Bildschirmzeit bekommen?

Höchstwahrscheinlich schon. Und diejenigen, die ohne KI schreiben können.

Sie sagen, dass das selbstorganisierte Lernen, das im Lehrplan 21 zentral verankert ist, die Ungleichheit verstärkt. Was spricht denn dagegen,

wenn Kinder selbstständig an einer Arbeit schreiben oder in Mathe in ihrem Tempo einen Wochenplan abarbeiten?

Aus der erwähnten Metastudie von John Hattie weiss man, dass es eben genau nicht die Eigenverantwortung ist, die zum grössten Lernerfolg führt, sondern der eng begleitende, eng kontrollierende Unterricht. Kinder und Jugendliche brauchen Führung. Die Lehrperson sollte stark lenken und das Gelernte überprüfen. Zudem viel Feedback geben und ermutigen. Die privilegierte Bildungsklasse braucht sich allerdings keine Sorgen zu machen, wenn es anders läuft, denn sie können mit den didaktischen Spielereien umgehen, sie kennen die Regeln des Erfolgs.

Ich gebe zu, wenn unser jüngerer Sohn einen Vortrag erarbeiten oder eine grosse Arbeit schreiben soll, helfen wir ihm dabei. Ist das selbstorganisierte Lernen in Wahrheit das elternorganisierte Lernen?

Elternorganisiert, das trifft es! Dazu kommt, dass das selbstorganisierte Lernen jenen zugute kommt, die schon motiviert und leistungsstark sind. Diese können sich besser allein organisieren. Jene aber, die leistungsschwach sind, aus welchen Gründen auch immer, mangelnde Motivation, familiärer Hintergrund, die muss man eng führen und kontrollieren.

Und soll man nun als Eltern helfen oder nicht?

Wenn Sie als Mutter oder Vater helfen können und wollen, dann tun Sie das eh, weil Sie ja zur Bildungsklasse gehören.

Sie kritisieren in Ihrem Buch die politische Linke. Sie schreiben, die hätten ihren Namen nicht mehr verdient...

...zunächst einmal möchte ich klarstellen, dass ich mich selber als links verstehe, ich bin ein Altlinker und wohl ein Linkskonservativer, ich glaube an Werte wie Solidarität oder an den Gemeinsinn.

Und das tun die neuen Linken nicht?

Es sind Bildungslinke, die Privilegien reproduzieren. Sie glauben, dass sie sich ihren Erfolg selber zuschreiben dürfen, dass sie ihn verdient haben, weil sie ihn sich erarbeitet haben und besonders gescheit sind. Sie ignorieren, dass ihr Erfolg auch externale Gründe aufweist und nicht allein internale. Die Bildungsklasse wird von einer Pädagogik unterstützt, die vor allem von individuellen Begabungen spricht und kaum von sozialen Bedingungen.

Sie unterstellen der Bildungsklasse, sie wolle Privilegien für die eigenen Kinder aufrechterhalten?

Ja, ich denke das ist so. Die soziale Mobilität geht heute für viele nach unten. Das heisst, sehr viele Eltern befürchten, dass ihre Kinder den eigenen sozioökonomischen Status nicht werden halten können. Das macht ihnen Angst, und deshalb sind sie so übermotiviert, was die Schule angeht, und wollen sie ständig optimieren – aber nur für ihre eigenen Kinder. Sie benutzen dieses neoliberale Vokabular, bei dem alle mit dem Kopf nicken, wie im Gottesdienst: eigenverantwortlich, individualistisch, selbstorganisiert, kind-



Leony, 11 Jahre alt: «Eine ideale Schule sieht für mich so aus: Man kann mit einer Leiter aufs Dach hochklettern und dann mit der Rutschbahn direkt in einen Pool rutschen. Es gibt keinen Englischunterricht. Und nur sehr wenige Tests.»

zentriert. Wo bleibt da der Gemeinsinn? Übrigens weiss ich aus Gesprächen mit Lehrpersonen, dass viele diesen Konzepten gegenüber skeptisch sind. Aber sie wagen es nicht, sie zu kritisieren.

Die Kindergärtnerin unseres Sohnes hat sich gewehrt. Sie musste einen Lernbericht ausfüllen und dabei ankreuzen, ob unser Sohn, er war damals fünf, «Arbeiten selbständig und termingerecht» erledigt. Sie sagte, sie fülle so einen Blödsinn nicht aus. Sind es nicht Ihre ehemaligen Studenten, die sich in den Bildungsdepartementen solche Fragebogen und Lehrpläne ausdenken?

Meine hoffentlich nicht! Aber in vielen Kantonen ist die Bildungsadministration von einem linksliberalen Milieu geprägt, das glaubt, es habe die ganze Aufklärung im Hintergrund. Dabei ist da so viel Bünzlütum und Spiessertum und ein Glauben an die Bürokratie und in die Technologisierung der Bildung.

Tun Sie der Linken nicht unrecht? Die integrative Schule war ja auch deren Idee, also eine Volksschule für wirklich alle Kinder.

Ich halte das Ideal der integrativen Schule für sehr wichtig. Aber es ist nur ein Ideal, man sollte es nicht moralisch vereindeutigen. Vor dreissig Jahren durfte man die integrative Beschulung in der Schweiz noch kontrovers diskutieren. Damals hat man gemerkt: Es gibt auch negative Effekte, zum Beispiel auf das Selbstwertgefühl von leistungsschwachen Kindern. Gleichzeitig konnte man zeigen, dass in der Regelklasse mehr gelernt wird als in der Sonderklasse. Die Beurteilung der integrativen Schule ist also nicht eindeutig. Zu sagen, sie sei ein Irrtum, ist ebenso dumm, wie zu predigen, sie sei die einzig richtige Lösung. Leute, die immer genau wissen, was man zu tun hat, halte ich für gefährlich.

Kürzlich erschien eine Studie aus Basel, die zeigt, dass ausländische Buben für die gleiche Leistung über eine halbe Note tiefer bewertet werden als Schweizer Mädchen.

Das darf nicht sein. Lange Zeit waren übrigens die katholischen Mädchen vom Land benachteiligt. Und heute sind es die migrantischen Jungs in der Stadt. Dass die migrantische Intelligenz in der Schule unterschätzt wird, führt aber immerhin auch dazu, dass wir viele starke Leute in der Berufsbildung haben.

Warum gibt es keinen Aufschrei gegen diese Ungerechtigkeit?

In der Schweiz ist die Kluft zwischen Bildungssystem und Beschäftigungssystem zum Glück nicht dramatisch. Das heisst, die allermeisten Menschen finden einen Job. Das ist eine wichtige Voraussetzung für die Demokratie und für die Akzeptanz der öffentlichen Schulen. Ich will das Repräsentationsproblem nicht schönreden, es ist ungerecht, viele, die im Gymnasium sind, gehören eigentlich gar nicht dorthin, und andere, die dorthin gehören, sind es nicht. Trotzdem ist es naiv, Bildungsgerechtigkeit zu fordern.

Weshalb naiv?

Weil die Welt nun mal ungerecht ist und die Schule ein Teil der Welt.

Kann man die Schule wenigstens ein bisschen gerechter machen?

Es wäre sinnvoll, später zu selektionieren, also erst ab der achten Klasse und nicht wie heute üblich ab der sechsten. Manche Kinder sind in der sechsten bereits sehr reif, andere noch gänzlich unreif. Aber letztlich denke ich, dass Gerechtigkeit keine Eigenschaft von Institutionen ist, sondern vor allem eine soziale Praxis.

Können Sie das ein wenig erklären?

Wenn die Lehrperson das Kind fragt: «Warum hast du das gemacht? Ich möchte es verstehen», dann betrachtet sie es als ein vernünftiges Wesen, auch wenn es vielleicht unvernünftig ist. Ähnlich wie wenn man mit dem Baby spricht, obwohl es noch überhaupt nichts versteht. Diese kontrafaktische Unterstellung von Gleichheit ist wichtig.

Die Lehrerin sollte jedem Kind das Gefühl geben, dass sie es ernst nimmt?

Ja. Du gehörst dazu, und wenn du dich anstrengst, wirst du dafür belohnt. Jedes Kind muss merken, dass die Lehrperson an seinem Lernfortschritt interessiert ist: Sie will, dass ich das lerne, und sie hilft mir dabei. Wenn das täglich praktiziert wird, ist das ein günstiges Lehr- und Lernethos. Kinder, die solche Lehrpersonen vor sich haben, sind die wirklich privilegierten Kinder.

Sie beschreiben hier eine andere Vorstellung von Bildung als diejenige im aktuellen Lehrplan.

Der Lehrplan 21 ist auf den Erwerb von Kompetenzen ausgerichtet.

Nichts gegen Kompetenzen, die sind schon wichtig, aber man kann die Pädagogik doch nicht darauf reduzieren. Genau das tut der Lehrplan 21 jedoch, er reduziert die Pädagogik auf das Instrumentelle, auf ein Mittel zum Zweck. Wir wissen zwar nicht, wie die Zukunft aussieht, aber tun so, als ob klar wäre, welche Kompetenzen in Zukunft benötigt würden. Das ist albern. Die ältere Generation kann nur das weitergeben, was sie liebt, schätzt und was sich bewährt hat. Doch was die junge Generation damit macht, ist deren Sache. **DM**

Die Zitate stammen von Kindern aus der 4. und 6. Klasse der Primarschule Ottenbach.

Vielen Dank den Kindern, ihren Lehrpersonen und der Schulleitung fürs Mitmachen!

BARBARA ACHERMANN

ist stellvertretende Chefredaktorin von «Das Magazin».
barbara.achermann@dasmagazin.ch